

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

№ 19.

Sechster Jahrgang.

10. Mai 1862.

An die Königin Marie von Neapel. *)

Vom Himmel fallen schon die Silberflocken,
Aus Wolken eine Hand begrenzt das Grün
Der Tannen, daß zum Klang der Christtagsflocken
Sie voll der weißen Weihnachtsblumen blüh'n.

Die heil'ge Zeit ist's, wo die Hand der Liebe
Zum Zauberhüte weicht selbst holden Tand;
Sie rastet nicht, bis sie im Marktgetriebe
Ein Pfand für jedes ihrer Lieben fand.

Sie denkt, o Herrin, Dein bei solcher Feier,
Denn Lieb' ist der Bewundrung Schwester ja,
Und deutsche Frau'n des deutschen Landes Steier
Sie ständen gern in Huldbigung Dir nah:

Zu schmücken Deinen Christbaum in der Ferne,
Der, statt als Tanne, ragt als Lorberfranz,
Denn Lorber grünt im Glanz der Südenssterne,
Er ziemt, o Heldin, Deinem Ruhm wohl auch.

Was böten wir? — Kein ird'scher Warenapeicher
Erschließt die Gabe, Dein, oh Fürstin werth;
Es sei ein Gut viel edler, heil'ger, reicher,
Das aus der Höhe stammt, zur Höhe kehrt!

Sieh' hier dieß Buch, — oh Stolz der Königinnen,
Dir zeigt's ein unverlierbar Gottesreich.
Die Glaubensburg mit unbezwingbar'n Zinnen!
Dir Heldin, reicht's das Schwert des Herrn zugleich!

Oh Märtyrin, Dich grüßt's wie kühle Auen
Mit Palmenspäkeln immer grün und neu!
Sein Kreuz erglänzt Dir, Zierde deutscher Frauen
Als heil'ges Siegel ew'ger Lieb' und Tren!

„Nachfolge Christi!“ Mag sie Dich begleiten
Zur Höh' des Thrones, den Dein Bild verkärt
Das als ein leuchtend Vorbild aller Zeiten
Nachfolg' Mariens uns so schön gelehrt!

Anastasius Gün.

An einem Grabe.

Eine Erzählung.

Wir kamen nach einer Wanderung, welche die brennende
Nachmittagshitze anstrengend gemacht hatte, gegen Abend auf
den letzten Vorsprung einer Hügelkette, die sich zwischen
dem flachen Lande und dem Hochgebirge hinzog. Vor unsern
Blickten lag, schon von den mächtigen Schatten des Abends
überdeckt, ein See, dunkel, geheimnißvoll, ohne Wellen-

schlag, ohne ein Zeichen des Lebens. Dichtes Schilf umgab
ihn nach der Seite des Hügellandes zu; steil und jählings
fiel an dem jenseitigen Ufer das Hochgebirg in seine Tiefen
ab. In der ganzen Umgegend war keine Hütte, kein Zei-
chen eines menschlichen Daseins zu entdecken. Was auf der
andern Seite ein Hügel, der wie ein Vorgebirg ausah,
vielleicht verdecken mochte, war schwer zu sagen: der See
machte an demselben einen Bogen und zog sich dann wohl
noch eine Viertelmeile weit zwischen dem Hochgebirge und
dem flachen Lande dahin.

Von dem wunderbaren Anblick betroffen, blieben wir
eine Zeit lang gefesselt stehen. Ein Friede, so tief ihn eine
Menschenseele nur erschauen kann, deckte diese Landschaft; das
Stückchen Erde, das vor uns lag, schien geeignet, eine
große heilige Erinnerung darauf hinzuflüchten, hier mit ihr
zu leben und zu vergehen. Mein Freund, ein Maler, mit
dem ich aus der Residenz die Wanderung unternommen
hatte, schien nicht ganz so erstaunt über diesen wunderbaren
Anblick, wie ich; ich kannte ihn zu kurze Zeit, um zu
wissen, daß ihm derseabe nicht mehr neu war. Während
ich entzückt und hoch aufgerichtet dastand, hatte er sich auf
die Erde niedergeworfen und starrte, wie ich wähnte, ziem-
lich theilnahmlos auf das uns eben erschlossene Wunder hin.

Die Nacht begann indeß zu dämmern, die Schatten
des Gebirges fielen dunkel, ja, wie es schien, etwas un-
heimlich über die Seefläche. Die lange Fußwanderung hatte
mich ermüdet und mir war es daher sehr recht, als mein
Freund, den ich Hugo nennen will, zum Aufbruch mahnte
und mir verkündete, daß wir über den See hinüber rudern,
und ein Dorf, welches unter jenem sichtbaren Hügelvorsprung
verdeckt liege, noch vor Nacht erreichen müßten.

Wir brachen auf. An dem Ufer des Sees angekommen,
fandn wir, fast ganz im Schilf versteckt, eine kleine Fischer-
hütte; ein freundliches Mädchen führte uns mit raschen
Ruderschlägen über den See. Als wir an dem jenseitigen
Ufer landeten, war es bereits völlige Nacht. Ein bläulicher
Dust flimmerte um die Gipfel des Hochgebirges und der
Mond stand ruhig und klar über der Fläche des Sees.
Unsere liebliche Schifferin fuhr rasch ihrem heimatlichen Ufer
wieder zu, und ich eilte an der Seite Hugo's, der sich plötz-
lich als kundiger Führer bewies, vorwärts.

Wir waren wenige Schritte auf dem kleinen Vorgebirg
dabingegangen, als wir uns zwischen zwei stattlichen Ge-

*) Dieses Gedicht bildet das Begleit Schreiben zu einem Weihnachts-
angebinde, das Buch von der „Nachfolge Christi“ in prächtvoller
Ausstattung, welches 22 edle Damen aus Graz Ihrer Majestät
der Königin übersendet haben.

Häuden befanden, von denen eine wie das andere, zwar im Gebirgsstyl aufgebaut, doch den Reichthum und die Wohlhabenheit des Besitzers verkündete. Müde, wie ich war, verschob ich meine Fragen bis zum andern Tag und war froh, daß wir endlich dem vor unsern Blicken aufsteigenden Dorfe zuschritten. Unser Weg hatte sich wieder dem See genähert und wir standen alsbald vor einer Pforte, die uns in den eine kleine Kirche umgebenden Friedhof führte, von welchem aus der Weg unmittelbar in das Dorf einmündete.

Ich fand im Anfange nichts Sonderbares darin, daß Hugo, statt auf dem Wege zu bleiben, zwischen den Gräbern umherirrte; erst als ich sah, wie er sich zu den Kreuzen und Leichensteinen hinabbog und Inschriften zu lesen versuchte, fiel er mir auf. Da ich ihn sonst nie als einen Mann von schwermüthigen Empfindungen kennen gelernt hatte, so war mir dieß Verweilen und Umhersuchen auf dem kleinen Dorfkirchhofe um so räthselhafter.

Hugo war, wie ich schon erwähnt, Maler, das heißt, er galt dafür, ohne seine Kunst wirklich auszuüben. Er hatte seine Wanderjahre in Italien verbracht, tiefe und gründliche Studien gemacht, bei seiner Rückkehr ein Atelier gemietet, eine Staffelei darin aufgeschlagen und, umgeben von einigen Abgüssen schöner Antiken, eine Menge eigener Farbenskizzen auch wirklich zu malen angetanzen. Das dauerte indessen nicht lange. Schon nach einigen Wochen fanden Freunde, die ihn besuchten, die Staffelei verlassen, das darauf stehende Bild mit Staub überdeckt, die Komposition vollgeproppft von tollen Karikaturen, die Binsel nicht ausgewaschen und vertrocknet, und Hugo im Nebenzimmer eifrig mit der Feder beschäftigt. So blieb es auch fernerhin. Während Hugo den Staub auf seinen eigenen Bildern immer dichter werden ließ, legte er auf den seiner Kollegen um so gründlicher herum und galt bald in der modernen Kunst für einen der geachteten, in der Residenz für den einflussreichsten und darum für den gesuchtesten und gefürchtetsten aller Kunstkritiker.

Ich führe dieß an, um das Erstaunen, welches ich über sein Verweilen an dem Orte schwermüthiger Trauer empfand, zu rechtfertigen. Wer gewohnt ist, als Kritiker mit den Empfindungen Anderer unbarmherzig in das Gericht zu gehen, der wird gegen sich selbst nicht minder streng, und nur zu leicht tritt bei ihm, dem das „Verneinen“ ja so oft Beruf wird, an die Stelle gefühlvoller Aufwallungen derber Humor, oft vernichtende Satyre. Von dieser Seite hätte ich Hugo kennen gelernt, und obgleich ich aus einigen Andeutungen wußte, daß es eine Stelle in seinem Innern gab, über welche die Fülle alles Menschenglückes und tiefer Erden Schmerzen hinweggegangen war, so war es mir doch nie in den Sinn gekommen, die Erinnerung daran in eine so nahe Verbindung mit dem dunkelsten und letzten unserer irdischen Schicksale zu bringen.

Hugo hatte sich unterdeß ganz nach der Seite des Kirchhofes gewandt, die an den See stieß, und kam erst zu mir zurück, als ich ihn schon lange an dem andern Ende erwar-

tete. Schweigend gingen wir neben einander in das Dorf; keine Mittheilung kam von seiner, keine Frage von meiner Seite. Erst am Abend des andern Tages, nachdem wir von einem kleinen Ausfluge in das Gebirg zurückgekommen waren, und ich den Freund, der mich verlassen hatte und lange ausblieb, aufzusuchen beschloß, sollte mir Aufschluß werden.

Ich ging nach dem Kirchhofe und sah Hugo bald vor einem Grabe stehen, welches er verließ, sobald er meine Tritte zu hören schien. Ich trat an das Grab. Es lehnte zu Füßen an die Mauer der Kirche; zu seinen Füßen spielten die Wogen des See's und beneigten es fast. Von einer dichten Fülle von Rosen bedeckt, lag es blühend in der herrlichen Sommernacht; auf einer einfachen Marmortafel stand mit goldenen Buchstaben „Mathilde.“ Mathilde — nie hatte ich diesen Namen aus dem Munde Hugo's vernommen, nie auf seinen Skizzen ein solches Grab gefunden. Die Lage desselben war reizend. Der See schimmerte glänzend in seiner ganzen Weite ihm zu Füßen und verlor sich nach der andern Seite in hohes Moor und Schiff. Das eine jener erwähnten Häuser sah mit seiner Gallerie herunter auf das Grab, als sollte dieses gehütet sein. Im Hintergrunde saßen die gigantischen Häupter des Hochgebirges das rührende Bild in ihren gewaltigen Rahmen. Wahrlich, wer hier ruhte, ruhte schön, beneidenswerth schön!

Hugo hatte sich, als er weggegangen war, umgewandt und mich erblickt. Er kam jetzt zurück; wir saßen uns bei der Hand. „Du erwartest Aufklärung,“ sagte er, „und ich bin sie Dir schuldig. Ich will Dir die Geschichte des Engels erzählen, der hier ruht; an einem andern Orte würde sie wohl nie über meine Lippen gekommen sein. Sie ist zu einfach, um niedergeschrieben, und doch zu rührend, um vergessen zu werden. Sehen wir uns. Vielleicht hört uns die Verklärte; sie wird mir nicht zürnen — ihre Schmerzen sind ausgerungen. Die Thränen sind für die Ueberlebenden.“

Wir setzten uns auf eine Bank, die zur Seite des Grabes nach dem See zu stand, und Hugo begann folgendermaßen:

„Es sind jetzt ungefähr zwölf Jahre, daß die Ufer dieses See's und jenes Haus, welches Du über dem Hügel dort hervorragen siehst, mir eine liebe Heimat geworden. Wir lebten in der Residenz, wo auch die Familie des Barons v. B., dem dieser Landstich gehört, den größten Theil des Jahres zubrachte. Meine Eltern waren todt, mein kleines Vermögen gut verwaltet, und mein älterer Bruder, bekannt mit der Familie des Barons, nahm das freundliche Anerbieten desselben, mich mit seinem, mir in gleichem Alter stehenden Sohne erziehen und ausbilden lassen zu wollen, dankbar an. So wanderte ich denn mit leichtem Herzen in das gastliche Haus ein, das mir ein zweites Vaterhaus werden sollte.

„Das Anerbieten des Barons war ein herzlich gemeintes. Er galt in der Residenz für einen begeisterten Kunstfreund; es war bekannt, daß sein Haus jedem Künstler gastlich offen

stand; seine Kupferstichsammlung zählte Plätter von seltenem Werthe; er that sich auf sein Urtheil, das freilich nicht immer das Rechte traf, und Kogebue z. B. für einen großen Dichter erklärte, nicht wenig zu Gute, ja, er war selbst ausübender Künstler, freilich in einer Kunst, die der ganzen Welt ein Geheimniß war und die seit Beginn der Schöpfung ihn als einzigen Jünger zählte. Es war ein Glück, daß diese Kunst in den Händen des Barons, eines reichen und redlichen Mannes war; in den Händen eines Unehrliehen hätte sie zu einem gefährlichen Werkzeuge werden können. Der Baron war nämlich im Besitze eines Geheimnisses, durch welches er auf eigenthümliche Weise jede Handschrift binnen wenigen Sekunden derart nachzunahmen verstand, daß es rein unmöglich war, die echte von der nachgemachten zu unterscheiden. In der Ausübung dieser Kunst bestand die größte Seligkeit des Barons, und es war ihm gelungen, die Autographen aller neueren und neuesten Kunstgrößen in einer schönen Sammlung zu vereinigen. Weiter erstreckte sich aber auch der praktische Antheil, den der Baron an den modernen Kunstbestrebungen nahm, nicht.

„Jeden neu angekommenen oder neu auftauchenden Schriftsteller, Maler, oder Komponisten lud er zu sich in sein Haus; derselbe ward in dem Kreise der liebenswürdigen Familie köstlich bewirthet und gern erfüllte er dann den Wunsch des Barons, ihm einige Zeilen von seiner Hand mitzutheilen. Mit diesen eilte der Glückliche aus dem Salon und verschwand in ein geheimnißvolles Nebenzimmer, aus welchem er schon nach wenigen Sekunden zurückkam und dem erstaunten Autor das verdoppelte und verdreifachte Exemplar seiner Handschrift vor die Augen hielt. Jenes Nebenzimmer war das Heiligthum des Barons. Niemand durfte es betreten als er; hier war die geheime Werkstätte seiner Kunst; hier stand Kogebue im prächtigen Einbände. Der Baron war nie ein ständiger Gast, wenn Gesellschaft im Salon war; er tauchte nur aus seinem Heiligthume zeitweise auf, erzählte eine alte Anekdote zum so und sovielten Male, rühmte die Vortrefflichkeit seines Lieblingsdichters Kogebue, oder zeigte ein neues Autograph vor. War dieß geschehen, und bemerkte er die Bewunderung, die er erregt, so verschwand er eben so schnell, als er gekommen, zufrieden damit, allgemeinen Entzücken hinter sich zurückzulassen.

„Anderes war es mit der Frau des Barons. Sie duldete die unschuldige Leidenschaft ihres Gemals, aber sie theilte sie nicht. Aus einem altadeligen Geschlechte des Landes stammend, war sie unter der Obhut ihres Vaters ziemlich wild aufgewachsen, hatte ihn auf seinen Land- und Wasserjagden stets begleitet, und war so ein herrliches stattliches Mädchen geworden. Auf diese Weise hatte sie in der Ehe einen gewissen abenteuerlichen Zug in ihrem Charakter behal- ten. Sie war eine vortreffliche Wartin, ihr Haushalt musterhaft, aber der Gang nach dem Seltsamen und Außerordentlichen spielte in ihrem Leben eine große Rolle. Selbst schön, und zwar in der klassischen Bedeutung des Wortes, äußerte sich der phantastische Zug ihres Innern in der

Sehnsucht nach dem Schönen, in der Lust an der Kunst. Es war die neue Kunstepoche, die in Deutschland eben ihre großen Tage feierte, zu der sie sich hingezogen fühlte, und an der Antheil zu nehmen für eine Frau von ihrem Stande, ihrem Vermögen, ihrer Schönheit ein Leichtes war.“

(Fortsetzung folgt.)

Krain und die Habsburger.

Aus einer Rede Franz X. Richter's, Professor der Universalgeschichte.

Mitgetheilt von P. v. Radics.

Die Bibliothek des historischen Vereins für Krain bewahrt eine Rede des ebenso gelehrten, als gründlichen und unermüdeten Quellenforschers unserer heimathlichen Geschichte, weil. Professor Franz X. Richter, die dieser genaue Kenner unserer Landesverhältnisse bei einem feierlichen Anlasse an die Akademiker in Laibach hielt, und welche, 1818 bei Josef Sassenberg im Drucke erschienen, gegenwärtig „sehr selten“ ist.

Wir entnehmen den ausgezeichneten Worten, die der treffliche Lehrer unserer vaterländischen Jugend zu näherer Betrachtung und Würdigung unserer Landesgeschichte ans Herz legte, nachstehende, das Verhältniß Krains zur erlauch- ten Habsburger Dynastie charakterisirende Stellen. Er sagt:

Dies Einzige sei mir vergönnt, Ihnen, illyrische Jüng- linge, die Wohlthaten ins Gedächtniß zurückzurufen, welche Ihr Vaterland Krain aus den segensvollen Händen unseres angestammten Herrscherhauses in der langen Reihe der Jahr- hunderte erhalten hat.

Rechtmäßig erworben von den Babenbergern, und nach einer kurzen höhmischen Zwingherrschaft durch Rudolf von Habsburg 1278 den 26. August im Marchfelde dem deut- schen Reiche zurückgegeben, wurde dem Lande Krain das an glücklichen Folgen so reiche Loß, seit 1282 mit Oesterreich und Steyer zu den kaiserlichen Hauslanden zu gehören.

Ein Ländchen, das die goldenen Früchte des Römer- thums eben verkostet hatte, wurde im großen Völkergedränge die Heeresstraße der Barbaren nach dem abendländischen Babel. — Und als des Hin- und Rückwanderns ein Ende geworden, nachdem sich gothische und hunische, longobar- dische und fränkische Schwerter, Gesetze und Sitten mannich- fach gekreuzt, blieb endlich das Slaventhum die Grundfarbe des Landes.

In dieser Gestalt und gesäumt mit dem Feiertleide des Christenthums, nahm es wieder von mancherlei geist- lichen und weltlichen Herren Befehle an und gehörte (wenn auch nicht als ein geschlossenes Land), durch seine verschie- denen Grundherren dem deutschen Reiche an, bis Kaiser Friedrich II. nach mancherlei Dispositionen (selbst zu Gunsten der Kirche von Aglar) ihm den letzten Babenberger als Herzog vorsezte, und Krain aus so mancherlei Händen end- lich und zwar als ein geordnetes Ganze, wenn gleich als

ein Aregat verschiedengearteter, nicht selten heilsamer Ordnung abholder Vasallen (wie sie eben das Mittelalter erzeugt) an das gesegnete Haus Habsburg kam.

Kerulische, slavische Dörfer sind zu muntern, ansehnlichen Städten und Flecken herangewachsen, darin Handel und Gewerbe blühen. Wohlstand und Lebensverschönerung springt überall ins Auge.

Der Bauer, sonst ein Sklave mit Leib und Leben, Weib und Kind, nennt die Scholle, die er baut, sein eigen, und liebt sie, weil er auch den Segen des Himmels darauf sein Eigenthum nennen darf. Nicht mehr ein besammernswürdiger Lastträger der Habsucht und Laune, wie in den Zeiten des Faustrechts, hat er ein Recht, österreichisch Recht — und darf es suchen.

Das haben die Habsburger gethan — von dem kaiserlichen Ahnherrn Rudolf, der zuerst in der steierischen Handfeste günstige Worte für den Unterthan vermittelt, bis auf Josef II., der das harte Joch der Leibeigenschaft gebrochen, bis auf unsern Allergnädigsten Kaiser (Franz I.), der uns ein Befehlsgesetz gegeben, über dessen hohe Vortrefflichkeit nur Eine Stimme in ganz Europa ist. — Für das geistige und körperliche Wohl der Illyrier ist gleich väterlich gesorgt. Krain hat seine eigene Kirche — seinen Bischof durch Kaiser Friedrich IV. fromme Sorgfalt und Dreizehigkeit, da es sonst von Aquileja geistliche Befehle einholen mußte und heimtückisch genug behandelt wurde. — Wer übersteht die gesegneten Folgen alle, welche diese einzige Stiftung hervorgebracht?

Krain hat Schulen — nicht bloß gelehrte; der gemeinste Mann vermag seinen Kindern ohne große Kosten den nöthigen Unterricht in Volksschulen geben zu lassen. Schon Ernst der Eiserne, Vater K. Friedrich IV., gründete eine Schule zu Laibach, an welcher die Schönleben, die Balvasor, die Thalnitzer, ja die meisten als Literatoren gekannten und genannten Krainer ihre erste Bildung erhielten. Was Maria Theresia, ihre Söhne und ihr Enkel, für alle Fächer des öffentlichen Unterrichts gethan, ist zu bekannt, als daß ich es ins Gedächtniß zurückrufen dürfte. Krain wurde in dieser Hinsicht stets den übrigen Hausländern gleich gehalten.

Und was sage ich erst von der landesväterlichen Sorge des österreichischen Herrscherhauses für das körperliche Wohl der Unterthanen? Ist es nicht ein eigener Zweig der Regierung, darüber durch Anstellung geprüfter Aerzte, Wundärzte und Hebammen zu wachen?

Wie viel ist nicht zur Belebung der National-Industrie geschehen, versucht und ausgeführt worden, seitdem das Littoral der Stapelplatz für in- und ausländische Natur- und Kunstprodukte geworden? — Welche Summen hat die Staatsverwaltung daran gesetzt, welche Opfer gebracht, um den Handelsverkehr zwischen Triest und den Erblanden durch bequeme Kommunikationswege zu erleichtern? Die krainischen Straßen alle, besonders die über den Loibl und bei Planina, gleichsam die Mündung der österreichischen National-Industrie sind redende Beweise, was Oesterreich in dieser Hinsicht für Krain gethan, — und alle Vortheile, die von daher dem Lande zufließen, sind eben so viele Wohlthaten der väterlichen Landesherrschaft. Ich will da nichts sagen von der Verbesserung der Landeskultur, seitdem Maria Theresia die krainische Ackerbaugesellschaft ins Leben rief; nichts sagen von den heilsamen Verordnungen in Betreff des Forst- und Navigations-Wesens, nichts sagen von den trefflichen Weisungen über National-Oekonomie. — Wo die Sache selbst spricht, bedarf es der Worte nicht. Aber das noch sei mir erlaubt, laut auszusprechen:

Wenn Ruhe und öffentliche Sicherheit seit Jahrhunderten im Lande gewesen, wenn Krain gegen Venedig und die gefürchteten Barbaren von Stambul beschützt und erhalten worden, wenn die inneren Kräfte des Landes zu erfreulichem Leben geweckt und die Vortheile seiner natürlichen Lage zum Wohlstande der Eingebornen benützt wurden, wenn der Krainer durch Fleiß und Thätigkeit des Lebens froh werden kann, wenn er seine Sprache behalten hat — wenn er seinen Kindern den Weg zu allen öffentlichen Würden und Aemtern geöffnet sieht, so ist dieß das Werk der väterlichen Landes-Verwaltung, das Werk unseres erhabenen Herrscherhauses.

O daß ich Ihnen, akademische Freunde, alle die unzähligen Rechte, Freiheiten und Befreiungen benennen könnte, womit die erlauchten Habsburger das Land und dessen Bewohner, Adel und Geistlichkeit, Kirchen und Klöster, Städte und Märkte zur Belohnung der Treue und des Gehorsams beschenkt; o daß ich Ihnen lebendig Schildern könnte all das ganze väterliche Walten unserer Regenten in den Jahrhunderten; wie sie, selbst das Beispiel guter Zucht und Sitten, unerschütterlich festgehalten im Lande, wie sie gepflegt und geduldet, gestraft und verziehen, belohnt und ermuntert, vorgebracht und vorgekehrt haben im Lande und für das Land, wie oft sie ihre besten Absichten verkannt, gemißdetet gesehen, im Kampfe mit eigensinnigem Vorurtheil, engberziger Kurzsichtigkeit dennoch stets der guten Sache den Sieg zu verschaffen wußten!

Von dem ersten Augenblicke, da Krain einem Habsburger huldigte, wurde dieses große Geschlecht der Vormund des Landes, der Beschützer der Unterthanen, der Lehrer der Unwissenden, der Sachwalter der gesunden Vernunft, ja man möchte sagen, die Habsburger haben Krain wie liebende Väter ihre Kinder gezwungen, glücklich zu sein. —

Man schlage die Landes-Akten auf, man lese Balvasorn, und man wird sich von der Wahrheit des Gesagten überzeugen.

Für Tabakraucher.

Trotz aller Anfeindungen, welche das Tabakrauchen neuerdings auch von ärztlicher Seite her erfahren, wird es wohl schwerlich gelingen, dasselbe zu beseitigen. Dennoch kann nicht verkannt werden, daß es Personen gibt, deren Konstitution mit der Zeit davon mehr oder weniger nachtheilig berührt werden möchte.

Auf alle Fälle wird dem Körper allmählig eine gewisse Menge von Nikotin, eines der gefährlichsten vegetabilischen Gifte, beigebracht, welches den ganzen Leib durchdringt, ohne einer gesunden Konstitution zu schaden. Um aber auch das zu beseitigen, ist der Apotheker Ferrier in Paris auf den Einfall gerathen, Baumwolle mit einer Auflösung von Gerbsäure zu tränken und diese wieder zu trocknen.

Auf solche Weise präparirte Baumwolle hat nach ihm die Eigenschaft, das Nikotin gänzlich zu absorbiren. Befestigt man also eine gewisse Partthe solcher Baumwolle in dem Rohre des „Stimmengels“ oder des Pfeifenkopfes, so läßt sie wohl die brenzlichen Produkte mit dem Rauche hindurch und erhält diesem seinen eigenthümlichen Tabakgeschmack, allein das Nikotin bleibt zurück. Jedenfalls wird hierdurch etwas Aehnliches erreicht, wie durch die Wasserschlauchpfeife der Türken. Nervöse oder von Unterleibsleiden geplagte Personen dürften in der Antinikotin-Baumwolle eine wesentliche Konservirung ihrer Gesundheit erhalten haben.